

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 14 (1938-1939)
Heft: 9

Artikel: Das Wunder der Landesausstellung
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066860>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von Adolf Guggenbühl

Illustration von
H. Tomamichel

Wahrheiten sind dann am schwersten zu erkennen, wenn sie im Gewand der Phrase auftreten. «*Die Landesausstellung 1939 ist ein Markstein in der Geschichte unseres Landes.*» Der Satz bildete im letzten Monat einen festen Bestandteil zahlloser Festreden. Er war in Dutzenden von Zeitungsartikeln zu lesen. Trotzdem ist er wahr.

Die Landesausstellung ist ein nationales Wunder. Trotz der Ungunst der

Zeit, nein, wegen der Ungunst der Zeit, kam es zustande.

Hätte die Ausstellung zehn Jahre früher, im Prosperitätsjahr 1929, stattgefunden, sie wäre nur ein Schatten ihres jetzigen Seins geworden.

Es hat sich wieder einmal gezeigt, wie falsch es ist, was uns die Materialisten glauben machen wollten, dass Wohlhabenheit und Sicherheit die beste Grundlage zur Entfaltung kultureller Werte bildeten.

Das gilt so wenig für eine Nation wie für einen einzelnen Menschen. Kulturelle Werte sind geistige Werte. Der Geist aber ist eine Pflanze, die nirgends schlechter gedeiht als im fetten Boden des Materialismus.

In den letzten Jahren wurde uns eine harte, aber notwendige und nützliche Lektion erteilt. Das babylonische Gebäude der immer wachsenden Prosperität ist zusammengestürzt und damit der Horizont der ewigen geistigen Werte wieder sichtbar geworden. Die äussere Bedrohung unseres Vaterlandes hat uns zur nationalen Selbstbesinnung geführt.

Und nun erleben wir mit Freude und Staunen, wie infolge der seelischen Strukturänderung unseres Volkes plötzlich schöpferische Quellen, die wir längst versiegt glaubten, mit ursprünglicher Gewalt hervorbrechen.

Was jedem Besucher sofort auffällt, ist der Glanz der Schönheit, der die Ausstellung verklärt. Seit Jahrhunderten hat unser Land nicht mehr eine solche Eruption der künstlerischen Kräfte erlebt.

Was unsere Künstler hier geschaffen haben, erinnert an die Glanzzeiten des Mittelalters. Alle die vielen Plastiken und Wandmalereien sind von einem eigenartigen Hochgefühl belebt, viele davon sind bedeutende Kunstwerke. Das Beglückende liegt darin, dass man fast überall davon abgekommen ist, zu historisieren. Man hatte nicht mehr nötig, Ausdrucksformen früherer Zeiten zu entlehnen. Man wagte es, sich der Sprache unserer Zeit zu bedienen. Fast alles, was man sieht, ist « modern ». Aber nicht mehr modern im Sinne des tastenden, gequälten Stiles von vorgestern. Ein neuer volksverbundener schweizerischer Stil ist im Entstehen. Auch die Künstler sind von der nationalen Wiedergeburt unseres Landes erfasst worden. Man fühlt: Sie stehen heute nicht mehr abseits, als unverstandene und deshalb verzweifelte Einzelgänger machtlos gegen den Ungeist der Zeit protestierend, sie sind wieder lebendige Glieder des Volksganzen.

Die Landesausstellung zerstört end-

gültig die kleinmütige Legende vom amüsichen Völklein. Mit fassungslosem Staunen müssen wir erkennen, welch grosse Anzahl begnadeter Künstler wir unser Eigen nennen. Sie brauchen nur Aufgaben, und ihre schöpferischen Kräfte vervielfachen sich.

Welche Ausblicke eröffnen sich für die Zukunft!

Warum soll nicht gerade unser Land dazu berufen sein, ein neues Griechenland zu werden, den Musen, welche die Barbaren überall vertreiben, eine neue Zufluchtsstätte zu gewähren?

Mehr als thematisch

Die Landesausstellung wurde nach dem sogenannten thematischen Prinzip durchgeführt. Man wollte im Gegensatz zu früher keine Mustermesse aufstellen, wo die einzelne Firma einen mehr oder weniger schönen Stand ausgestaltet, um für ihre Produkte zu werben. Nicht das Interesse des Ausstellers, dasjenige des Besuchers sollte massgebend sein. Infolgedessen bestrebte man sich, nicht mehr Waren, sondern Probleme und ihre Lösungen darzustellen.

Eine interessante, aber etwas schulmeisterliche Idee. Fast gegen den Willen der Veranstalter ist nach meinem Empfinden dann etwas anderes, weniger Pädagogisches, aber unendlich viel Grossartigeres daraus geworden: Eine religiöse und nationale Demonstration.

Im Zuckerpavillon wird der Besucher nicht über die Verwendungsmöglichkeiten des Zuckers, über Vor- und Nachteile des Zuckergenusses aufgeklärt. Die Papierindustrie an der Landesausstellung zeigt nicht, wie man erwarten würde, in erster Linie, welches Papier sich für die verschiedenen Zwecke am besten eignet. Man zeigt weniger und mehr. Das Papier an sich wird sozusagen glorifiziert durch Klebearbeiten, Scherenschnitte, eine phantastische Decke.

Man zeigt eine Schau, deren Bedeutung gerade darin liegt, dass sie nicht zweckverhaftet ist.

Die ganze Ausstellung ist eine Art Prozession an Ort. So wie in den mittelalterlichen Umzügen die Bäcker ihr Brot, die Metzger ihre Würste, die Schuhmacher ihre Schuhe mit sich führten, so bietet jede Berufsgruppe eine Selbstdarstellung ihrer Arbeit dar, eine Schau, die keinen Zweck hat, aber einen Sinn. So wird die ganze Landesausstellung zu einer Demonstration der Mannigfaltigkeit des eidgenössischen Schaffens, der Vielfalt in der Einheit.

Die arbeitende Schweiz demonstriert an der Landesausstellung, aber nicht zu irgendwelchen wirtschaftlichen oder politischen Zwecken, sie demonstriert schlechthin zur Ehre Gottes und des Vaterlandes.

Es ist kein Zufall, dass der letzte Satz der Eröffnungsansprache des Bundespräsidenten hiess: « Ich eröffne die Ausstellung in nomine dei, im Namen des Herrn. » Über der Ausstellung liegt eine Art religiöser Weihe, und zwar gerade auch über jenen Abteilungen, welche die Industrie aufgestellt hat. Die Ausstellungen vor dem Weltkrieg, aber auch noch die Weltausstellung in Chicago, standen unter dem Leitsatz des Fortschrittgedankens. Die Menschen berauschten sich an den, ach, wie fraglichen Errungenschaften der Zivilisation. Prometheus war der Schutzgeist.

Die Landesausstellung in Zürich ist in ihrem ganzen Aufbau, in der aussen- und innenarchitektonischen Gestaltung vom Geiste tiefer Bescheidenheit erfüllt, von einer gewissen Demut. Damit sind wir wieder zur besten eidgenössischen Tradition zurückgekehrt.

Das alles steht in keinem Führer und auch nicht in der offiziellen Ausstellungszeitung. Aber die sonntäglich gekleidete Menschenmenge, welche die Hallen durchströmt, hat vom ersten Tag an den tiefen Sinn dieser Schau erfasst. Das ist nicht mehr die stumpf sich fortwälzende Masse früherer Ausstellungen; man hat auch hier viel eher das Bild einer Prozession.

Ich habe viele Leute aus allen Schichten der Bevölkerung beim Besuch der Ausstellung weinen gesehen. Endlich! Eine hundertjährige Kruste unmenschlicher Erstarrung ist von der Nation gewichen.

So mag die Stimmung an den ersten eidgenössischen Schützen- und Sängertagen gewesen sein, welche Gottfried Keller so begeisterten, als die neuerrstandene Nation sich zum erstenmal wieder ihrer Zusammenghörigkeit erfreute.

Man wird von grenzenloser Freude erfüllt, wenn man den Besuchern zuschaut und sagen darf: Das sind nun deine Miteidgenossen! Alles ist voll Begeisterung; aber man hört kaum ein lautes Gröhlen. Die Menschen bewegen sich zwanglos, wie es den Bürgern eines freien Staates geziemt; aber jeder Rasenplatz, auch wenn er nicht eingehetzt ist, wird sorgsam geschont. Man sieht nur selten elegante Leute, wie man sie auf den Boulevards der Großstädte trifft, aber wie währschaft, wie sauber ist alles gekleidet!

Gibt es eine schweizerische Eigenart, gibt es einen schweizerischen Menschen? Die Frage wird durch die Besucher der Landesausstellung endgültig entschieden. Trotz aller Bescheidenheit haben alle diese festtäglich gekleideten Menschen, mögen sie aus den Seitentälern des Tessins, von den Rebbergen des Genfersees oder aus den blühenden Gegenenden der Ostschweiz kommen, etwas Gemeinsames, eben das Schweizerische. Es ist auch auffallend, wie gut die städtischen und die ländlichen Besucher zusammen passen. Da ist nicht dieser Gegensatz von Städtern und Bauern wie in andern Ländern. Es wird einem klar, wie eng bei uns die Stände der Arbeiter, Bauern und Bürger miteinander verbunden sind.

« Me redt mitenand », hiess einmal eine Sondernummer über Demokratie der « Zürcher Illustrirten ». An der Landesausstellung spricht man wirklich miteinander. Ich habe in unserm Lande noch nie so oft wildfremde Menschen gegenseitig ins Gespräch kommen gesehen. Die



Urs Graf

Federzeichnung (Kunstmuseum Basel)

Isolierung des Einzelmenschen, die man so oft fälschlicherweise als schweizerische Eigenart bezeichnet und die doch nur eine Entartungerscheinung des 19. Jahrhunderts war, scheint ernsthaft überwunden zu werden. Das Eis ist gebrochen.

Alte und neue Symbole

Schon die Eröffnung der Landesausstel-

lung war ein erhebendes Schauspiel. Nein, mehr als ein Schauspiel, eine erhebende Realität. Was gezeigt wurde, war ja nicht ein Spiel und wirkte wohl gerade deshalb so begeisternd.

Beim offiziellen Eröffnungszug waren die Strassen Zürichs von einer Menschenmenge umsäumt, wie kaum während des Sechseläutens, obschon im

Grunde fast nichts « geboten » wurde. Eine Schwadron Kavallerie, zwei, drei Trachtengruppen bildeten das einzige malerische Element. Der Rest, ein paar hundert schwarz angezogene Herren, Behörden und Komiteemitglieder, bot keineswegs einen besonders überwältigenden Anblick. Und doch löste er immer wieder lautes Händeklatschen aus. Warum? Eben weil (endlich wieder einmal) nicht nur Verkleidungen gezeigt wurden. Da waren nicht Mitglieder eines Männerchors, die als Söldner, Spezereihändler-töchter, die als Rokokodämmchen auftraten. Das Militär war echt, die Bundesräte, die Vertreter der kantonalen Regierungen und der vielen Ausschüsse waren echt, und bei solchen Gelegenheiten ist Echtheit mehr als Schönheit. Es war nur schade, dass die einzelnen Gruppen nicht durch Tafeln kenntlich gemacht waren.

Diese Art des Umzuges eröffnet grosse Möglichkeiten. Wir haben viel zu viel blutleere historische Umzüge und viel zu wenig entsprechende Akte, welche die Bedeutung des zeitgenössischen Geschehens unterstreichen. Eine lebendige Nation wie ein lebendiger Mensch darf sich nicht damit begnügen, von Erinnerungen zu leben. Er muss die Gegenwart gestalten.

Als Basel sich im Jahre 1501 der Eidgenossenschaft anschloss, wurde dieser Beitritt mit grossem Zeremoniell zum Ausdruck gebracht. Die Vertreter der andern eidgenössischen Stände veranstalteten einen feierlichen Einzug, und die Basler Kinder riefen: « Hie Schwyz, Grund und Bode und Stai i der Bsetzi ! »

Dieses historische Ereignis wird gelegentlich in Festspielen dargestellt. Als es aber wirklich passierte, da war es kein Spiel, sondern Realität. Man tat nicht unter Leitung eines Dramaturgen « als ob ».

Historische Ereignisse passieren auch heute. Wir sollten es wagen, ihre Bedeutung durch eine entsprechende äussere Form zu unterstreichen.

Dabei dürfen wir sehr wohl historische Symbole verwenden. Warum sollen

wir nicht immer wieder betonen, dass wir die älteste Republik der Welt sind? Aber gerade weil die Eidgenossenschaft immer noch in der Vollkraft ihres Daseins steht, müssen die historischen Formen bei aller Verehrung des angestammten Gutes gleichzeitig mit dem Geiste der Gegenwart erfüllt werden.

Diese Synthese zwischen Vergangenheit und Gegenwart kam in erfreulicher Weise beim Empfang der kantonalen Stafetten zum Ausdruck. Die Stafettenläufer überbrachten der Leitung der Landesausstellung eine Standarte ihres Heimatkantons und verlassen ein Sendschreiben. Es waren alles hübsche junge Burschen im Kleide des Leichtathleten.

Noch vor 20 Jahren hätte der Überbringer einer solchen Urkunde zum mindesten als Hellebardier verkleidet sein müssen. Nicht, weil der historische Sinn damals grösser, sondern weil er kleiner war. Es ist eine kühne und vielversprechende Neuerung, dass man hier, wie auch anderswo an der Ausstellung, gewagt hat, alte und neue Symbole gleichzeitig zu verwenden. Nur wenn die Vergangenheit mit der Gegenwart lebendig verbunden ist, kann von der erstern eine lebendige Wirkung auf die zweite erfolgen.

Die Überwindung der Gleichschaltung

Beim Fahnenakt und beim Empfang der Stafettenläufer herrschte wieder jene echte Stimmung des Patriotismus, die wir bis jetzt meistens nur als vorgetäuschte Maskerade kannten. Wieder wurden zahlreiche Taschentücher sichtbar, sogar bei den abgebrühten Journalisten und den durch tausend Sitzungen ausgehöhlten Offiziellen. Dieses « bessere » Publikum wagte natürlich noch nicht, seine Gefühle offen zur Schau zu bringen. Die Leute taten, als ob ihnen ein Stäubchen ins Auge geraten wäre, oder als ob sie schneuzen müssten. In einem gewissen Grade gehört dieses Verbergen der besten Gefühle allerdings möglicherweise zu unserer Eigenart. Während in vielen an-

dern Ländern die Leute dann, wenn sie schneuzen müssen, so tun, als weinten sie vor Begeisterung, tun die Leute bei uns, wenn sie vor Begeisterung weinen, als ob sie schneuzen müssten.

Abgesehen von den Kantonen St. Gallen und Graubünden haben sämtliche deutschschweizerischen Kantone ihre Eröffnungsadresse schweizerdeutsch gehalten; auch etwas, das vor fünf Jahren noch nicht denkbar gewesen wäre.

Armin Meili, der Direktor der Ausstellung, bediente sich in seiner Eröffnungsrede neben dem Romanischen, Französischen, Italienischen und Hochdeutschen ebenfalls des Dialektes. Auch Bundesrat Obrecht, dem, wie seinen Kollegen, der ungewohnte Beifall herzlich wohlgetan hatte, bekannte sich ebenfalls mutig zu unserer schweizerdeutschen Muttersprache.

Je ausgeprägter die Stafettenläufer die kantonale Eigenart zum Ausdruck brachten, um so mehr wurden sie beklatscht.

Die ganze Landesausstellung ist ein lebendiger Ausdruck der Devise: Einheit in der Vielfalt. Es zeigte sich immer wieder, wie das Publikum gerade durch die Vielfalt des Gezeigten zur Begeisterung hingerissen wurde.

Auch hier kündet sich die neue Zeit an: Die Epoche der öden Gleichschaltung, die auch bei uns einmal Trumpf war, ist geistig überwunden. Die Zukunft gehört dem konstruktiven Föderalismus.

Symptomatisch dafür ist auch, dass das vorwiegend deutschschweizerische Publikum die Vertreter des Tessins und der Welschschweiz besonders heftig beklatschte, symptomatisch, aber nicht selbstverständlich.

Nicht alle Redner verstanden es, sich vom überlebten Schema frei zu machen. Die künstliche Zurückdämmung des Gefühlslebens, wie sie ein Jahrhundert lang betrieben wurde, bewirkte, dass die Gabe der natürlichen Rede weitgehend verschwunden ist. Die Reden sind immer noch zu wenig frei, zu lang und zu ledern. Aber doch hörte man zwischen den

üblichen Festredengrammophonplatten erfreulich viele neue Töne. Auf jeden Fall fand in allen Ansprachen die wiederfundene nationale Einigkeit ihren deutlichen Ausdruck. Und dass zum Beispiel am offiziellen Eröffnungsbankett der sozialdemokratische Stadtpräsident Klöti und der katholisch-konservative Bundespräsident Etter Ansprachen hielten, die man fast hätte vertauschen können, ohne dass es jemandem aufgefallen wäre, ist doch wohl ein Beweis dafür, dass die Parteidifferenzen in unserm Lande seit Menschengedenken nie so klein waren wie heute.

Als das offizielle Bankett vorbei war, stürzten sich die Teilnehmer auf die Garderobe, und wie das in solchen Fällen vorkommt, wollte die Garderobenausgabe nicht recht klappen, das heißt, die betreffenden Frauen hatten nicht genug Hände, um den Ansturmenden zu wehren.

Wer aber schwingt sich da über die Brüstung, um beim Ausgeben der Garderobe aktiv mitzuhelfen und eine Viertelstunde lang getreulich Überzieher um Überzieher, Zylinder um Zylinder an die ungeduldigen Nummernbesitzer abzugeben? Es ist kein Geringerer als der Obmann des Arbeitsausschusses, das Mitglied der Regierung des ländlichen Standes Zürich, Regierungsrat Hans Streuli. Hoch klingt das Lied vom braven Mann!

Ich frage Sie, wo in der Welt kommt es vor, dass ein hoher Magistrat, ohne mit der Wimper zu zucken, bei einem hochoffiziellen Anlass von dieser Bedeutung als Hilfsgarderobier einspringt? Dazu braucht es mehr als eine demokratische Verfassung und allgemeines Stimm- und Wahlrecht. Das ist nur möglich in einem Lande, wo die demokratische Tradition älter ist als der Staat selbst, wo die Demokratie wirklich in Fleisch und Blut übergegangen ist.

Die Landesausstellung 1939 ist ein Markstein in der Geschichte unseres Landes.